



# Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**  
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Chorn.

1902. \* № 50.

## Miß Ada Robin.

Novelle von Reinhold Ortman.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nun ließ die Amerikanerin sich nicht länger nötigen und setzte sich an das Instrument, das freilich selbst in seinen weit zurückliegenden besten Tagen nur von sehr bescheidenen Klangschönheit gewesen war.

Mit einer nicht sehr großen, aber gluckereinen und jugendlich frischen Sopranstimme sang sie ein schwermütiges Schumannsches Lied. Gewiß war sie keine vollendete Künstlerin, aber das reizende Bild, das ihre anmutige Gestalt und ihr Gesicht darboten, hätte wohl auch empfindlichere Mängel des Vortrages vergessen machen können. Wie durch eine magische Gewalt festgehalten, hing Salderns Blick an dem feinen Köpfchen und an den schlanken weißen Händen, die so grazios auf den Tasten lagen. Als sie geendet, gab er mit geradezu begeisterten Worten seinem Entzücken Ausdruck und bat sie dringend, noch etwas zu singen.

„Ja,“ sagte sie, indem sie lächelnd zu ihm auf sah, „aber nichts mehr von dieser Art. Diese deutsche Sentimentalität liegt mir nicht recht. Wollen Sie ein paar lustige amerikanische Liedchen hören?“

Die Antwort fiel natürlich bejahend aus, und von diesem Augenblick an war Ada in der That erst in ihrem eigentlichen Element. Die kleinen, musikalisch fast wertlosen Sachen, die sie da in englischer Sprache sang, gewannen durch ihren Vortrag einen ganz wunderbar bestrickenden Reiz. Bruno, der sich vorhin nicht wieder gesetzt hatte, sondern an den Stuhl seiner Braut gelehnt stehen geblieben war, näherte sich dem Klavier, als würde er von einer unwiderstehlichen Macht dahin gezogen, und er selbst ahnte sicherlich nicht, wie deutlich sich in seinen Zügen die Bewunderung für Ada Robin malte, während er, kaum noch um zwei Schritte von ihr entfernt, auf sie herabsah.

Nun aber warf sie plötzlich den Deckel des Instruments zu, daß Frau Boretius bei dem Knall erschrocken zusammenfuhr, und sprang auf. „Jetzt ist's genug,“ rief sie, „Sie müssen überdies eine schöne Meinung von meiner Künstlerkraft gewonnen haben. Nein, nein — sagen Sie nichts! Ich liebe es nicht, Komplimente zu hören, wenn ich Zweifel in ihre Aufrichtigkeit setzen muß. — Gute Nacht, meine verehrte Frau Professor! Verzeihen Sie, wenn ich vielleicht etwas ausgelassener gewesen bin, als es sich für eine wohlgezogene junge Dame ziemt! Ich werde versuchen, mich zu bessern.“

Sie reichte der Matrone, die auch nicht entfernt daran dachte, ihr zu zürnen, die Hand und wandte sich dann an die schweigsame Helene, um sie mit schweesterlicher Zärtlichkeit zu umarmen.

„Gute Nacht, mein stilles, scheues Vögelchen! Vielleicht finden Sie die verlorene Sprache wieder, wenn der geschwägige Störenfried nicht mehr in Ihrer Nähe ist.“ —

und Gesang erfüllt gewesenen Wohnstübchen zu. Salder machte wohl ein paarmal den Versuch, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, und Helene antwortete ihm in ihrer sanften, freundlichen Weise; aber seine Gedanken waren offenbar bei ganz anderen Dingen als bei dem, wovon er sprach. Er verlor oft mitten im Satz den Faden oder hielt zerstreut in einer eben begonnenen Bemerkung inne, mit leerem Blick den Stuhl anstarrend, auf dem Ada Robin vorhin gesessen hatte. Aller drei Personen mußte sich zuletzt die peinliche Empfindung bemächtigen, daß sie sich Zwang anthaten, um den Pflichten der Höflichkeit zu genügen, und es war für jede von ihnen eine Erleichterung, als Salder sich verabschiedete.

Wohl küßte er seine Braut auch heute zärtlich, aber es war dabei in seinen eigentümlich glänzenden Augen etwas Seltames, Fremdes, als sähe er in Wirklichkeit nicht sie, sondern eine andere, die von all feinem Sinuen und Denken mit unumschränkter Gewalt Besitz ergriffen hatte.

„Sie ist ein himmlisches Wesen — diese Amerikanerin,“ sagte Frau Boretius, als sie sich mit ihrer Tochter in das Schlafzimmer zurückzog. „Ich glaube, kein Mensch könnte ihr widerstehen.“

„Ja, Mutter, das glaube auch ich,“ erwiderte Helene, ohne daß der Klang ihrer weichen Stimme trauriger gewesen wäre als sonst. Aber sie sprach nichts weiter und lag noch immer mit offenen, thränenfeuchten Augen da, als die Mutter längst in das Reich der Träume hinübergeschlummert war.

3.

Das Verhältnis zwischen der jungen Amerikanerin und ihren Wirten schien sich während der beiden nächsten

Tage immer herzlicher zu gestalten. Wenigstens betrachtete sich Fräulein Robin unverkennbar ganz als zur Familie gehörig, und Frau Boretius versicherte immer wieder, daß sie sich um zehn Jahre verjüngt fühle, seitdem der verkörperte Frohsinn in der Gestalt



Das deutsche Hospital auf Samoa. (S. 395)  
 Nach einer Photographie von J. Davis in Apia.

Für Bruno hatte sie nur ein leichtes Neigen des Köpfchens gehabt; aber es fiel ihm offenbar schwer, die Augen von der Thür loszureißen, durch die sie entschlippt war.

Merkwürdig still und einsilbig ging es nun in dem noch soeben von heiterem Geplauder

dieses beweglichen, lebensprühenden Geschöpfchens seinen Einzug in ihr stilles Haus gehalten. Ja, sie fing bereits an, ihrer Tochter Vorwürfe darüber zu machen, daß sie das lebenswürdige Entgegenkommen Adas nicht mit der rechten Wärme zu erwidern wisse.

„Sie hat ganz recht, wenn sie dich mit deiner Schweigsamkeit und mit deinem gedrückten Wesen neckt. Das ist wahrhaftig nicht die richtige Art für ein Mädchen, sich begehrenswert zu machen.“

Helene ließ diese und ähnliche Vorwürfe über sich ergehen, ohne auch nur ein Wort zu erwidern. Aber sie that auch nichts, um die Unzufriedenheit ihrer Mutter durch eine Veränderung in ihrem Benehmen zu beseitigen. Ruhig und freundlich wie immer ging sie ihren häuslichen Arbeiten nach, und wenn ihr Verlobter erschien, begrüßte ihn immer daselbe sanfte, blasse Gesicht, in dem die von jahrelangem Herzleid eingezeichneten Linien verschwiegenen Harms nur vielleicht um ein wenig scharfer hervortraten als sonst.

Die Anforderungen, welche der Dienst an Bruno stellte, schienen gerade in diesen Tagen erheblich geringer zu sein; denn während er sonst höchstens dreimal in der Woche gekommen war, hatte er sich seit seinem ersten Zusammentreffen mit Ada Robin allabendlich eingefunden. Und er hatte bereits Gelegenheit gehabt, ihr allerlei kleine Gefälligkeiten und Ritterdienste zu erweisen. Auf ihren Wunsch hatte er selbst die vorgeschriebene Anmeldung bei der Polizeibehörde besorgt, und aus den Legitimationspapieren, die sie ihm zu diesem Zwecke übergeben, hatte er gesehen, daß sie wirklich erst zwanzig Jahre alt und die Tochter eines Arztes in St. Louis war. Am dritten Abend hatte er ihr sodann einige Noten mitgebracht, um deren Beschaffung sie ihn ersucht hatte, und er war dafür durch einige neue Gesangsvorträge belohnt worden, die allem Anschein nach einen noch tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatten als die ersten.

So vertraulich hatte sich der Verkehr zwischen ihnen bereits gestaltet, daß Saldern es wagen konnte, sie zu der Teilnahme an einer Festlichkeit einzuladen, die er demnächst mit seiner Braut zu besuchen gedachte. Es handelte sich um das Stiftungsfest eines Vereins, das durch einen großen Ball begangen werden sollte. Frau Boretius, die in übergroßer Pietät seit dem Tode ihres Gatten an keinerlei öffentlichen Vergnügungen mehr teilnahm, wollte den betreffenden Abend bei einer Bekannten zubringen, da sie nach ihrer Ueberzeugung Helene unbedenklich dem Schutze ihres Verlobten anvertrauen konnte. Den Mut, auch Ada einzuladen, hatte Saldern aus einer gelegentlich hingeworfenen Aeußerung der Amerikanerin geschöpft, und der freudige Eifer, mit dem sie jogleich auf die Sache einging, hatte ihn unverkennbar beglückt.

Fräulein Robin schien seitdem überhaupt an nichts anderes mehr zu denken als an den bevorstehenden Ball. Aber sie dachte dabei nicht allein an sich selbst, sondern noch mehr an Helene, für deren vorteilhafte Erscheinung auf dem Feste sie die lebhafteste Teilnahme bekundete. Auf ihr ungestümes Drängen hatte das junge Mädchen das einfache Kleid anlegen müssen, das sie an jenem Abend zu tragen gedachte, und mit größter Bestimmtheit hatte Ada jogleich erklärt, daß sie in diesem absehblichen Kostüm unter keinen Umständen gehen dürfe.

„Aber es wird unmöglich sein, in der kurzen Zeit ein anderes anfertigen zu lassen,“ wandte Bruno zögernd ein, obwohl er Adas Meinung vollkommen teilte und das Kleid, das ihm feltamerweise bei einigen früheren

Gelegenheiten recht gut gefallen hatte, ebenfalls ganz unmöglich fand. Doch Ada machte in ihrer schlagfertigen Weise allen Bedenkllichkeiten rasch ein Ende.

„Nein, dazu wäre es freilich zu spät,“ erklärte sie, „und es würde auch vielleicht nichts dabei herauskommen, denn ich sehe ja an den Damen, die mir auf der Straße begegnen, daß man hier nicht zu arbeiten versteht. Aber ich habe mir ein paar neue Ballkleider aus Amerika mitgebracht, und das eine oder das andere wird wohl für Helene passen. Eine kleine Aenderung, die sich vielleicht als notwendig erweisen könnte, ist rasch bewirkt, und wenn wir keine Schneiderin finden, die geschickt genug dazu ist, so mache ich's eben selbst. Denn Sie dürfen nicht glauben, Herr v. Saldern, daß ich mich nur aufs Trällern und Faulenzen verstehe.“

Der junge Mann hielt es für seine Pflicht, ihr die Hand zu küssen und sich im Namen seiner Braut, die stumm dabei saß, für das lebenswürdige Anerbieten zu bedanken. Während nun aber Ada in ihr Zimmer ging, um jogleich die Auswahl unter ihren Toiletten zu treffen, erklärte Helene in einem Tone, dessen herbe Entschiedenheit ihren Verlobten



Dr. Antonius Fischer,  
der neue Erzbischof von Wien. (S. 396)

unangenehm überraschte, daß sie niemals in einem geliehenen Kleide ausgehen werde.

„Was für eine übertriebene Zimperlichkeit das nun wieder ist,“ meinte Frau Boretius, die das Stürmizeln ihres zukünftigen Schwiegersohnes sehr wohl bemerkte, unmutig. „Das Fähnchen da ist in den sechs Jahren, seitdem es von unserer kleinstädtischen Schneiderin angefertigt wurde, wahrhaftig nicht moderner und hübscher geworden. Du würdest darin vielleicht nur den Spott der anderen Damen herausfordern, und ich meine, du hättest alle Veranlassung, dich Fräulein Ada für ihre Lebenswürdigkeit erkenntlich zu zeigen.“

Helene antwortete nicht, aber es stand ihr auf dem Gesicht geschrieben, daß sie auch durch den mütterlichen Einspruch nicht anderen Sinnes geworden war.

Da mischte sich Saldern ein, indem er in sehr nachdrücklichem Tone sagte: „Wenn du das freundliche Anerbieten zurückweisen wolltest, hätte es auf der Stelle geschehen müssen. Jetzt, nachdem ich mich durch dein Schweigen berechtigt geglaubt habe, es für dich anzunehmen, würde die nachträgliche Ablehnung geradezu einer Beleidigung gleichkommen, und ich würde um einer bloßen Laune willen in die peinlichste Situation geraten.“

Sie erhob die Augen und sah ihn an. Es war ein tief schmerzlicher Blick, der ihm das Blut in die Wangen trieb und ihn die Unfreundlichkeit seiner letzten Worte offenbar schon bereuen ließ. Aber er hatte nicht mehr

Zeit, sie durch eine Hinzufügung zu mildern; denn schon stand die Amerikanerin wieder auf der Schwelle, ein zartfarbiges, duftiges Gebilde von Tüll und Spitzen in den Händen.

„Das wird das Rechte sein,“ rief sie heiter, ohne dem Anschein nach etwas von der Verlegenheit auf den Gesichtern der anderen zu bemerken. „Die Farbe muß Ihnen prächtig zu Gesicht stehen, und ich verpflichte mich, Sie zur bewunderten Ballkönigin zu machen, wenn Sie mich ungehindert gewähren lassen.“

Helene erhob jetzt keine Einwendungen mehr und gewann es sogar über sich, Ada mit leiser Stimme einige Dankesworte zu sagen. Saldern, der die Angelegenheit aufs beste erledigt glaubte, äußerte den Wunsch, seine Braut jogleich in dem Kostüm zu sehen, das eine so zauberhafte Wirkung hervorbringen sollte. Aber Ada schüttelte versagend den Kopf.

„Das wird eine Ueberraschung, die Sie sich nicht durch allzu große Neugier verderben dürfen.“

Und da auch Frau Boretius ihr zustimmte, während Helene selbst sich ganz teilnahmslos verhielt, mußte Saldern sich wohl ihrem Gebote fügen. Zum erstenmal fühlte er etwas wie eine ernste Verstimmung gegen seine Braut. Der Eindruck, den ihr schmerzlich-vorwurfsvoller Blick auf ihn hervorgebracht, hatte sich unter der bestrickenden Wirkung von Adas Geplauder rasch wieder verwischt, und es war nur die Empfindung in ihm zurückgeblieben, daß sie nahe daran gewesen sei, durch ihre Weigerung einen Miston in den bisher so heiteren und anregenden Verkehr mit der reizenden jungen Amerikanerin zu bringen.

Vielleicht zeigte er diese Unzufriedenheit mit ihrem Benehmen deutlicher, als es eigentlich seine Absicht war. Jedenfalls machte er sich kein Gewissen daraus, an diesem Abend nur noch mit Ada zu plaudern und ihr durch verdoppelte Galanterie all ihre kleinen Neckereien zu vergelten, die sich zum nicht geringen Teil auf den noch immer nicht ergriffenen Bankdieb und auf die von ihm allem Anschein nach sehr mit Unrecht gerühmte Fündigkeit der deutschen Polizei bezogen.

Wie es ihre Gewohnheit war, sprang sie dann mitten im lustigsten Geplauder auf, um sich nach freundschaftlicher Verabschiedung von den beiden Damen zurückzuziehen. Aber in diesem Augenblick erinnerte sich Frau Boretius, daß sie bisher verjäumt habe, ihr einen am Nachmittag für sie eingetroffenen Brief zu übergeben. Sie that es mit einigen entschuldigenden Worten.

Ada aber rief, sobald sie einen Blick auf die Handschrift der Adresse geworfen, mit allen Anzeichen freudiger Ueberraschung: „Von meinem Bruder, ah, das ist hübsch! Ich hatte so lange vergebens auf ein Lebenszeichen von ihm gewartet.“

Sie trat in den Lichtkreis der Lampe und löste den Umschlag. Aber während sie las, flog ein Schatten über ihr eben noch so fröhliches Gesicht.

„Das sind allerdings andere Neuigkeiten, als ich erhofft hatte,“ sagte sie, indem sie das Blatt langsam wieder zusammenfaltete. „Ich fürchte beinahe, verehrte Frau Professor, daß ich Sie gegen meinen Willen nun doch sehr bald wieder werde verlassen müssen.“

Frau Boretius war ganz bleich geworden vor Bestürzung. „Aber, mein liebes Fräulein — Ihrem Herrn Bruder ist doch hoffentlich kein Unglück widerfahren?“

„Er hatte die Absicht, diesen Winter zum Studium der Kunstschätze in Rom und Florenz zuzubringen. Aber er schreibt mir nun, daß er seit einigen Wochen sehr leidend sei und seinen Plan aufgegeben habe, um statt

dessen schon in allernächster Zeit nach Amerika zurückzukehren. Zuvor jedoch will er noch einige Tage oder Wochen in meiner Gesellschaft verbringen, und er bittet mich, ein geeignetes Quartier zu besorgen, wo wir beide ganz still und zurückgezogen miteinander leben können. Schon morgen trifft er hier ein, und es bleibt mir nichts anderes übrig, als mich sofort nach einer Wohnung umzusehen, da ich Ihnen doch unmöglich zumuten kann, auch noch meinen leidenden Bruder hier bei sich aufzunehmen.“

„O, wir thäten es mit tausend Freuden, wenn es sich nur auf irgend eine Weise ermöglichen ließe,“ versicherte Frau Boretius. „Aber der einzige Raum, den wir noch abtreten könnten, ist ein kleines, einfensteriges Stübchen, fast nur eine Kammer, die den Ansprüchen Ihres Herrn Bruders gewiß nicht genügen würde.“

Ada Robin schien nachzudenken. „Man könnte doch vielleicht den Versuch machen, ob es geht,“ sagte sie dann. „Mein Bruder ist ganz und gar nicht verwöhnt und hat von jeher auf äußeren Komfort sehr wenig Gewicht gelegt.“

Er wäre ja gewiß mit allem zufrieden, aber ich weiß nicht recht, ob ich Ihnen annehmen darf, ihm Unterkunft zu gewähren.

Dem er ist infolge seiner Krankheit ein Sonderling geworden, der oft tagelang mit niemandem ein Wort spricht und sich am liebsten ganz in die Einsamkeit vergräbt. Einen erheiternden Zuwachs Ihres kleinen Hauswesens würde er gewiß nicht abgeben.“

Der Schrecken, den der Witwe die Aussicht auf den drohenden Verlust eingeblüht hatte, ließ sie jetzt ihre ganze Beredsamkeit aufbieten, um Adas Bedenkllichkeiten zu zerstreuen. Auch Bruno, in dessen Miene sich ebenfalls große Betroffenheit ausgeprägt hatte, kam ihr bei diesem Bemühen zu Hilfe und sprach seine Ueberzeugung dahin aus, daß sich bei einigem guten Willen gewiß alles nach Wunsch werde einrichten lassen. Man brauchte kaum eine Viertelstunde, um zu dem Entschluß zu gelangen, daß Morton Robin zunächst in der Wohnung der Frau Boretius absteigen, und daß eine etwaige Uebersiedelung in ein anderes Quartier dann seinem eigenen Willen vorbehalten bleiben sollte. Ada dankte warm für dies Entgegenkommen und reichte dann, ehe sie hinausging, auch Bruno die Hand.

„Ich werde in der nächsten Zeit Ihre Gefälligkeit öfter in Anspruch nehmen müssen, Herr v. Salbern,“ sagte sie, „denn mein Bruder ist leider ein sehr unpraktischer und unbeholfener Mensch, der den Anforderungen des Lebens zumeist ganz hilflos gegenüber steht. Werde ich im Notfalle auf Ihren Rat und Beistand rechnen können, ohne daß ich fürchten müßte, Ihnen lästig zu fallen?“

Der Blick, von dem diese Frage begleitet war, wäre vielleicht im Stande gewesen, ihn zu den leichtfertigen Versprechungen zu verleiten. Hier aber handelte es sich ja nur um eine einfache und selbstverständliche Pflicht der Höflichkeit, und weder Frau Boretius noch ihre Tochter konnten etwas Befremdliches in der Versicherung finden, daß er Fräulein Robin und ihrem Bruder in jeder Lage zur Verfügung stehen würde.

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte sie, und ein leichter Druck der kleinen weichen Hand machte sein Herz in rascheren Schlägen klopfen. „Auf den Ball aber gehen wir trotzdem, wenn auch auf meines Bruders Begleitung nicht zu rechnen ist. Ich will mich nicht umsonst darauf gefreut haben.“

## 4.

Um die Abendzeit des folgenden Tages fuhr Ada zum Bahnhof, ihren Bruder abzuholen, und eine Stunde später kehrte sie in seiner Begleitung zurück. Der junge Mann mußte in der That sehr leidend sein, da er trotz der milden Herbstluft die Reifemütze tief

immer, daß ihr Bruder nicht geneigt sein würde, in dem armseligen Kämmerchen zu bleiben. Desto größer war ihre Freude, als Ada nach einer kleinen Weile das Wohnzimmer mit der Erklärung betrat, alles sei in schönster Ordnung und Morton mit dem Quartier vollkommen zufrieden, vorausgesetzt, daß er möglichst wenig gestört würde, und daß man von ihm keine Entfaltung geselliger Tugenden erwarte.

Natürlich waren Frau Boretius und ihre Tochter eifrig bemüht, den Besonderheiten des neuen Hausgenossen Rechnung zu tragen und es zeigte sich bald, daß diese Aufgabe keine allzu schwierige war. Morton Robin war in der That der stillste und anspruchsloseste Mieter, den man sich nur wünschen konnte. Er hatte durch seine Schwester die Bitte aussprechen lassen, man möge ihm das Essen stets in sein Zimmer bringen, und er verlangte nicht einmal, daß Ada ihm dabei Gesellschaft leiste. Sie speiste vielmehr nach wie vor mit am Familientische, und ihre unverwüßliche gute Laune wurde auch durch den Gedanken an den offenbar sehr unglücklichen

Ge-  
sundheits-  
zustand  
ihres Bru-  
ders nicht  
beeinträch-  
tigt. Robin  
selbst war  
nur ein ein-  
ziges Mal,  
am Abend  
des ersten  
Tages, auf  
eine Vier-  
telstunde im  
Wohnzim-  
mer erschie-  
nen. Er  
hatte sich  
durch seine  
Schwester  
mit Bruno  
v. Salbern  
bekannt  
machen las-  
sen und mit  
seiner lei-



Ansicht von Fez (Marokko). (S. 396)

über die Stirn herabgezogen und den Hals mit einem weißen Tuche umwickelt hatte, das ihm fast bis zu den Ohren reichte. Langsam und aufsehend mühselig stieg er, auf Adas Arm gestützt, die schmale Treppe empor, wiederholt hustend und sekundenlang stehen bleibend, als fehle es ihm an Atem.

Frau Boretius, die den Ankömmling an der Schwelle willkommen hieß, sah mit innigem Mitleid, daß sein bartloses, mageres Gesicht von krankhaft bleicher Farbe war. Höflich zog Mr. Robin beim Anblick der fremden Dame seine Kopfbedeckung, unter der schlicht anliegendes Haar von brennend roter Farbe, das weit in die Stirn hereingekämmt war, sichtbar wurde. Mit schwacher, fast ganz klangloser Stimme flüsterte er einige schwer verständliche Dankesworte auf ihre freundliche Begrüßung, und Ada mußte statt seiner erklären, daß er von der Reise sehr angegriffen sei und vor allem eine Weile ganz ungestört zu ruhen wünsche. Sie selbst führte ihn zu seinem Zimmerchen, das allerdings in Bezug auf Größe und Bequemlichkeit nur den allerbescheidensten Ansprüchen genügen konnte, und Frau Boretius hörte, wie an der Thür, die sich hinter den beiden geschlossen, der Kiegel vorgeschoben wurde.

Sie erwartete mit einigem Jagen das Wiedererscheinen Adas, denn sie fürchtete noch

sen, klanglosen Stimme auf die höflichen Fragen nach seinem Befinden geantwortet, daß er sich sehr angegriffen fühle, und daß ihn sowohl ein eben überstandenes schweres Augenleiden, wie der Zustand seines von jeher sehr empfindlichen Nervensystems zu äußerster Vorsicht und Zurückhaltung zwängen. Er machte nach seinem Benennen und seiner Redeweise durchaus den Eindruck eines gebildeten und wohlherzogenen Mannes, wenn er auch die deutsche Sprache nicht mit gleicher Sicherheit und Geläufigkeit sprach wie seine Schwester, mit deren reizendem Gesicht seine hageren, scharfen Züge übrigens nicht die geringste Ähnlichkeit zeigten. Frühzeitig schon hatte er sich mit einer Entschuldigend wieder zurückgezogen und war seitdem aus seinem Zimmer überhaupt nicht wieder zum Vorschein gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Rundschau.

Obgleich unsere schöne Südsee-Kolonie Samoa infolge des günstigen Klimas besonders gesund ist, hat die Einschleppung von ansteckenden Krankheiten durch die Fremden doch jetzt den Bau eines modernen eingerichteten Hospitals nötig gemacht, für das der

samoanische Großgrundbesitzer G. Kunst die Mittel hergegeben hat. Das deutsche Hospital liegt in Motootua, dem Villenviertel der Hauptstadt Apia auf der Insel Upolu, und ist ein luftiger, dem dortigen Klima entsprechender, ebenerdiger Bau. Die ärztliche Leitung liegt in der Hand des Stabsarztes a. D. Dr. Schwesinger. — Der neue Erzbischof von Köln, **Dr. Antonius Fischer**, ist am 30. Mai 1840 zu Füllich geboren, besuchte das Gymnasium in Köln, studierte in Bonn und Münster Theologie, wurde 1863 zum Priester geweiht und wirkte dann ein volles Vierteljahrhundert als Religionslehrer am Gymnasium zu Essen. 1888 wurde er als Domkapitular nach Köln berufen, bald darauf zum Hilfsweibischof und im folgenden Jahre zum Titularbischof von Julipolis ernannt. Nach dem Tode des Weibischofs

Baudri trat er an dessen Stelle, die er bis zu der jetzt erfolgten Wahl zum Erzbischof innegehabt hat. — Unruhen herrschen einmal wieder im Sultanat Marokko. Den Ausgangspunkt derselben bildete die Hinrichtung eines Fanatikers, welcher in der Hauptstadt Fez den englischen Missionar Cooper ermordet hatte und auf Befehl des Sultans Abdul Afis durch die Straßen gepeitscht und dann hingerichtet worden war, was die Wut der strenggläubigen Marokkaner entflammete. Die Hauptstadt Fez liegt 195 Kilometer südlich von der Hafenstadt Tanger auf einer Hochebene zwischen den nördlichen Ausläufern des Atlas, ist von einer gewaltigen, 10 Meter hohen Mauer umgeben und zählt gegen 150,000 Einwohner. Krumme enge Gassen, kahle Häuser mit nur wenigen kleinen, vergitterten Fenstern nach der Straßenseite

geben dem Innern der Stadt ein düstres und verwahtes Aussehen. Doch hat sie noch 130 Moscheen, reiche Warenlager, regen Handel und eine blühende Industrie.

## Die Fürleite in Graubünden.

(Mit Bild.)

Im Winter die Poststraßen in der Schweiz offen zu halten, ist keine kleine Aufgabe. Oft tritt durch Schneestürme eine Stockung im Verkehr ein, und dann müssen die Rütner, schweizerische Beamte, denen das Fahrbarhalten der Alpenstraßen obliegt, an die Arbeit. Zuerst gilt es, einen Durchbruch durch die Schneemassen zu erzwingen. Dazu ist die Fürleite da, ein Bahnschlitten, der je nach Bedarf mit vier



Die Fürleite in Graubünden.

bis zwölf starken Ochsen bespannt wird. Langsam dringt der Fürleiter in die tiefen Schneemassen ein und bricht eine schmale Bahn, die sofort durch die hintendrein gehenden Rütner so breit ausgeschaufelt wird, daß der Postschlitten Platz hat.

## Der Henkerknoten.

Historische Erzählung von J. D. Hansen.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1590 wohnte zu Nürnberg am Weinmarkt der Bürger Nikolaus Muffel. Durch umfangreiche Handelsgeschäfte, die er früher mit Erfolg betrieben, hatte er sich großen Reichtum erworben. Später, als er sich zur Ruhe gesetzt, hatte er mit noch größerem Nutzen in Häusern und Grundstücken speku-

liert und gegen hohe Wucherzinsen seine ansehnlichen Kapitalien ausgeliehen. Sein Leben lang war er Hagestolz gewesen. Er hatte als einzigen Verwandten einen Neffen Namens Leonhard, der aber ein Thunichtgut war und den er zu enterben beabsichtigte, um über sein Hab und Gut zu Nutz und Frommen städtischer Stiftungen zu verfügen.

Eines Morgens fand man den alten Herrn in seinem Schlafzimmer erhängt vor. Die Untersuchung ergab, daß kein Selbstmord, sondern ein Verbrechen vorliege. Nikolaus Muffel war zuerst durch einen Schlag betäubt, dann erdrosselt worden, und man hatte die Leiche aufgehängt mittels eines Strickes an einem Haken an der Zimmerdecke, zweifellos um dadurch den Anschein eines Selbstmordes zu erwecken. Eine Summe baren

Geldes war geraubt worden, wie sich ermitteln ließ, während die sonstigen Wertpapiere unberührt geblieben waren.

Der Verdacht richtete sich sogleich gegen den Neffen. Es war bekannt, daß er in den Schenken der Stadt in wilden Drohungen oft gewünscht habe, ein jäher Tod möge seinen Onkel hinwegraffen. In höchst verdächtiger Weise war er am Spätabend vor der Nacht, in welcher das Verbrechen geschehen, in der Nähe des Hauses am Weinmarkt beobachtet worden. Er wurde verhaftet in seiner armseligen Wohnung in der Laufergasse. Man fand bei ihm ziemlich viel Geld, welches er in der Nacht in einem Spielhause gewonnen haben wollte. Seine Hände zeigten einige frische Schrammen und Schründen, und man nahm an, daß er diese bei der Verübung der grausen That sich zugezogen. Er selbst sagte freilich, er sei in der Nacht gefallen und habe bei dem Sturze sich so verletzt. Allen Ernstes forderte man ihn auf, ein Geständnis seiner greulichen Blutschuld abzulegen, allein er blieb standhaft bei der Behauptung, daß er unschuldig sei.

Da Leonhard Muffel nicht gestehen wollte,

Humoristisches.

Wie es Rentier Prokel anfing, um geräuschlos und auf Umwegen in sein Schlafzimmer zu gelangen.

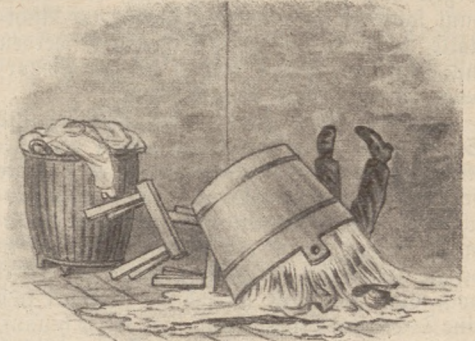
Rentier Prokel sitzt allabendlich im Bräu-Stubl am Stammtisch. Pünktlich  $\frac{3}{4}$  10 Uhr verläßt er das Restaurant und ist um 10 Uhr zu Hause. Eines Abends tritt plötzlich ein ehemaliger Einwohner von G. ein, der jahrelang nicht in seiner Heimat gewesen war. Darob großes Hallo. Der alte Stammgast setzt sich zu seinen ehemaligen Genossen an den Tisch, und bald weiß er viel Interessantes zu erzählen.  $\frac{3}{4}$  10 Uhr sieht Prokel nach der Uhr. „Geh, Prokel,“ sagt einer der Stammgäste, „mach daß du heim kommst, sonst — weißt schon!“ „Nun,“ sagt der Angekommene, „mußt wohl um zehn Uhr im Bette liegen, he? Ist's immer noch die alte Sache? Na, weißt du, mir sollte meine Alte kommen“ u. s. f. „O,“ sagt Prokel, „ich bleib' so lang ich will. Ich bin Herr im Hause. Gerade bleib' ich.“ Daß er Herr im Hause sei, sagte er ganz gegen seine Ueberzeugung. „Bravo, bravo!“ rufen die Freunde, und so wurde es nachts  $\frac{3}{4}$  11 Uhr. Nun endlich trennte man sich, und Prokel ging mit beklommenem Herzen nach Hause. Vor der Gartenthür angekommen monologisierte er:



„Nun, da wär' ich! Es ist nur gut, daß ich ein Schlafzimmer für mich habe; schlimm aber ist, daß ich ohne Haus-schlüssel bin! Ueber den Zaun komme ich schon, aber ins Haus? Halt, ich hab' s! Das Waschkellerfenster ist offen; von da gelange ich in den Speisekeller, riegle die Thür von innen auf und komme in den Treppentur. Nun seich dran!“



„Vrr! Da unten ist's aber unheimlich finstler! Nicht die Hand vor den Augen erkennt man. Da bin ich wech schon unten, scheint's — — —“



„Heiliger Sebat! — — —“



„Na, das ist eine schöne Versicherung: da bin ich gar ins Waschkah geraten! Hoffentlich hat es niemand gehört, denn das wäre eine unerhörte Blamage.“

„Nun vorwärts in den Speisekeller! So, da wären wir.“



„Himmel, was ist das wieder? Man sieht rein gar nichts! Das scheint der Korb mit den Flaschen zu sein, die heute gespült werden sollen.“

„Wißt' ich nur, wo gleich die Thür ist! Ich glaube, sie muß mehr dort nach hinten sein.“



„Nutsch — dieses verwünschte Regal mit den Ginmach-gläsern und -büchsen! Na, daß wird was Schönes werden!“

„Horch! Mein Hund bellt! Meine Alte kommt! Schnell wieder durchs Fenster in den Garten! Wenn die mich erwachte, dieser Skandal!“



„Wenn ich nur was sehen könnte! Millionen — jetzt rollt mir eine Flasche unter den Füßen weg! — O, der große Kopf mit den lauren Gurken! Jeseß, jeseß, was soll daraus werden?“



„Alle guten Geister — da ist meine Alte!“

„Mensch, was machst du denn hier?“

„Mir war's so merkwürdig im Magen, da wollte ich mir einen Giska holen.“

„Und ganz angezogen?“

„Mich froz, da zog ich mich an.“

„So, damit du dich nicht erkältest, bandst du den Schlips um und stecktest die Uhr ein, he? Seht nur marsch hinauf!“



Wenn Prokels Freunde ihn fernherhin animierten, sagte er:

„Das lange Nachsitzen hat keinen Zweck; den anderen Morgen hat man den Kopf schwer — es ist viel gemüthlicher zu Hause — ich gehe.“

wurde beschloffen, ihn der Folter zu unterwerfen, und zwar erforderlichen Falles bis zu den stärksten Graden. Doch schon bei Anwendung der Daumenschrauben, als ihm das Blut unter den Fingernägeln hervorbrach, brach der Angeklagte jammernd und vom Schmerz überwältigt zusammen: alles wolle er gestehen, was man von ihm zu wissen verlange. So bekannte er auf dringliches Befragen: er habe seinen Onkel Nikolaus ermordet und beraubt, weil dieser ihn gehaßt und ihn habe erben wollen. Auf solche Art habe er geglaubt, indem er den Anschein eines geschehenen Selbstmordes zu bewirken versucht, doch noch in den Besitz des großen Vermögens gelangen zu können. Hierauf war die weitere Erledigung dieser Kriminalsache eine sehr rasche. Leonhard wurde von Rechts wegen zum Tode verurteilt. Auf einer Kuthaut sollte er am nächsten Montag zur Richtstätte geschleift und dort aufgehängt werden mit demselben Strick, den er bei der Ermordung seines Onkels benützt hatte.

Meister Ulrich Hippel, der wohlbestallte Scharfrichter von Nürnberg, erhielt den Befehl zu den nötigen Vorbereitungen für die bevorstehende Hinrichtung. Ein Gerichtsschreiber begab sich mit ihm nach dem Weinmarkt in das Haus des Ermordeten, wo in dessen verschlossenem Schlafzimmer der Strick noch von der Decke herabhäng. Hippel ließ eine Trittleiter bringen und stieg selbst hinauf, um den Strick abzunehmen. Doch plötzlich stieß er einen Ruf des höchsten Erstaaumens aus; er ließ ab von dem Werke und sprang ganz verstört auf den Fußboden.

„Leonhard Muffel hat seinen Onkel nicht aufgehängt!“ rief er. „Schuldlos ist er; nur unter dem Zwang der Folter hat er sich schuldig bekannt. Der Knoten, der den Strick am Haken oben festhält, ist ein — Henkersknoten. Nur Leute meines Metiers verstehen ihn zu knüpfen, sonst niemand, denn das gehört zu unseren Kunstgeheimnissen. Ich sage, es muß entweder ein Scharfrichter oder ein Scharfrichterknecht gewesen sein, der die grause That verübte. Entweder war es Gedankenlosigkeit oder Dummheit von dem Betreffenden, einen solchen Henkersknoten zu schlingen, ohne zu bedenken, daß er dadurch sich verraten könnte. Wahrscheinlich, dies ist eine wunderbare Fügung der Vorsehung, durch welche die Unschuld des Verurteilten noch in letzter Stunde an den Tag gekommen ist.“

Die hohen Gerichtsherrn wurden von dem seltsamen Sachverhalt verständigt. Sofort verfügten sie sich ins Muffelsche Haus, wo Meister Hippel vor ihnen seine Aussage wiederholte. Die Herren gelangten nach reiflicher Erwägung zu der Vermutung, daß Leonhard entweder einen Scharfrichtersgehilfen zum Genossen bei der That gehabt haben müsse, oder daß er wirklich unschuldig sei. Einer von ihnen begab sich also zu dem Verurteilten in dessen Kerker.

Er fragte: „Wer ist der Mitschuldige, der an Eurem Verbrechen beteiligt war?“

Leonhard antwortete: „Ich hatte keinen Mitschuldigen.“

„Ihr habt aber doch den wunderlichen Knoten nicht selbst schlingen können.“

„Welchen Knoten?“

„Den an dem Strick, mit welchem Ihr Euren Onkel in dessen Schlafgemach aufknüpft habt.“

„Ich verstehe Euch nicht.“

„Es ist ein Knoten, wie ihn nur ein Scharfrichter oder der Knecht eines solchen zu machen versteht.“

„Das ist mir noch rätselhafter.“

„Bekenn!“

„Ich weiß nichts weiter zu gestehen. Alles,

was man von mir zu wissen begehrte, habe ich ja schon bekannt.“

„Noch weitere Auskunft müßt Ihr geben.“

„Ich kann's nicht.“

„Ihr müßt es. Bestimt Euch!“

„Soll ich abermals gemartert werden?“

„Nein. Aber bekenn die Wahrheit!“

„Wohl denn, so hört! Ich habe meinen Onkel Nikolaus überhaupt nicht umgebracht, auch auf keine Weise irgendwie die That veranlaßt. Aber der Schein war ja freilich gegen mich, und überwältigt von dem Schmerz, den die Daumenschrauben mir verursachten, sowie aus Angst vor den noch schärferen Graden der Folter, denen ich unterworfen werden sollte, habe ich, um weiteren Qualen zu entgehen, mich für schuldig erklärt.“

„Ist dem in allen Stücken wirklich so?“

„Ja, es ist die reinste Wahrheit.“

„So seid getrostes Mutes, wenn Ihr wahr gesprochen.“

Leonhard wurde, nachdem der Richter die Kerkerzelle verlassen, bald inne, daß seine Angelegenheit eine günstige Wendung genommen habe. Denn nach kaum einer Stunde wurde er in ein besseres Gefängnis gebracht.

Die Nachforschungen der Behörde hatten Erfolg. Man ermittelte, daß ein Scharfrichterknecht, Namens Melchior Grunert, welcher früher in Augsburg sich aufgehalten, während seiner Anwesenheit zu Nürnberg, und zwar zu der Zeit, als der Mord geschehen, sich mit einem anderen liederlichen Kumpan, dem Schlossergesellen Jobst Zebinger, viel in der Stadt umhergetrieben habe. Längere Zeit war letzterer in Arbeit gewesen bei einem Meister, den zuweilen auch Nikolaus Muffel beschäftigt hatte. Er wurde verhaftet und zwei Tage darauf auch Grunert, den man zu Schwabach in einer Herberge ergriff, wo er seit Wochen logiert, gesucht und viel Geld vergewendet hatte. Man schaffte ihn nach Nürnberg. Im Verhör in die Enge getrieben und mit der Folter bedroht, gestanden beide Bösewichter, daß sie den Raub im Hause des Nikolaus Muffel mittels von Zebinger angefertigter Nächstschlüssel gemeinsam ausgeführt hätten. Was den Mord anbetraf, so schob der eine Kumpan die Schuld auf den anderen, und dies hatte zur Folge, daß bald beide der That völlig überwiesen wurden. Man verurteilte sie zum Tode.

Der schuldlose Leonhard Muffel war inzwischen aus der Haft entlassen worden. Dies furchtbare Erlebnis machte auf ihn einen nachhaltigen besseernden Eindruck. Der sträfliche Leichtsinns wich von ihm, und er wurde fortan ein besserer Mensch. Ihm fiel als Erbe nun das große Vermögen seines Onkels zu, da dieser bei der Plötzlichkeit des unnatürlich eingetretenen Todes nicht dazu gekommen war, ein den Neffen enterbendes Testament zu hinterlassen. In dem stattlichen Hause am Weinmarkt aber lebte Leonhard von nun an noch viele Jahre als einer der wohlhabendsten und geachtetsten Bürger der Stadt.

## Bettlerkniffe.

Kulturgeschichtliche Skizze von Th. Gandert.

(Nachdruck verboten.)

„Wohlzuthun und mitzuteilen“ ist gewiß eine schöne Sitte, aber es wird dem Eingeweihten, namentlich in der Großstadt, oft recht schwer gemacht, das Mitgefühl mit den Leiden und der Not seiner Mitmenschen reger zu halten und sein Herz nicht verhärten zu lassen, wenn er sieht, wie Unverschämtheit, Vaster und Faulheit sich breit machen und immer neue Kniffe erfunden werden, die Betätigung dieses Mitgefühls und der Barm-

herzigkeit für sich auszubeuten und die zufließenden Gaben in sorglosem Nichtsthum zu verprassen. Dem Bettlerunfug, wie er sich thatsächlich in Berlin herausgebildet hat, zu steuern, ist natürlich Sache der Polizei, und jedes Revier hat zwei Beamte, die sogenannte Bettlerpatrouille, ausdrücklich und ausschließlich damit betraut. Und doch treibt dieses Unkraut immer neue Blüten, und nur zu oft wird der Menschenfreund gewahr, daß er seine Hilfe einem durchaus Unwürdigen hat zu teil werden lassen.

So hatte seit Jahren ein älterer Mann an der Ecke der Potsdamerstraße in Berlin, da wo dieselbe auf den gleichnamigen Platz mündet, seinen Standort inne und verkaufte Streichhölzer, die in einem an einem Bande vom Hals herabhängenden Kasten geborgen waren. Seine linke Hand war verkrüppelt, sein linkes Bein war unter dem Knie von einem Stelzfuß gestützt, während der Unterschenkel in einem formlosen Klumpen nach hinten ragte, seine Rechte stützte sich schwer auf einen Knotenstock. Da der Mann eine Militärmütze trug und seine Brust die Ehrenzeichen der Kriegsjahre 1864, 1866 und 1870/71 schmückte, so hatte man augenscheinlich einen jener Tapferen vor sich, die im Dienste des Vaterlandes ihre gesunden Gliedmaßen geopfert. Der Invalide, der bescheiden und ruhig, ohne aufdringlich zu sein, auf seinem Standorte auf und ab humpelte, hatte sich eine regelmäßige sichere Rundschaft geschaffen in den zahlreichen Offizieren, die nach drei Uhr nachmittags vom Generalstabsgebäude oder vom Kriegsministerium her ihren im Westen gelegenen Wohnungen regelmäßig zustreben, in zahlreichen Passanten, die dies sahen und nun ein Gleiches thaten, und in den Bewohnern der umliegenden Paläste und Häuser, welche ihren Bedarf, und über diesen hinaus, von ihm entnahmen.

Da wurde der Mann eines Mittags von einem Betrunknen angerannt und zu Boden gerissen, so daß er mit dem Hinterkopf auf die Bordschwelle des Bürgersteiges schlug. Den Blutenden, der sich aufzurichten suchte, brachte, während der Trunkenbold von einem Schutzmann sistiert wurde, trotz seines energischen Sträubens ein mitleidiger Generalstabsoffizier in einer Droschke zur nächsten Sanitätswache, wo man ihm eine klaffende Wunde am Hinterkopfe zunähte. Bei dieser Gelegenheit befahl sich der Arzt die verstümmelte Hand. Aber, was war das — die Hand war ja gar nicht verstümmelt, sondern die beiden Mittelfinger nur künstlich gegen die Handfläche und die Hand gegen den Unterarm zurückgebogen. Das linke, von dem Stelzfuß und seiner Hülle schnell befreite Bein völlig gesund — der Kerl war, wie dann die Polizei sehr bald feststellte, nie Soldat gewesen, sondern nur ein nichtswürdiger Betrüger, der am Abend und die Nacht hindurch in einer Kneipe im Norden Berlins das große Wort führte und spielte und trank, und trotzdem im Laufe der Jahre sich mehr als tausend Mark erspart hatte. Man überwies ihn auf ein Jahr der Landespolizeibehörde, und diese steckte ihn in ein Arbeitshaus.

Unter den Linden strömten gegen Mittag die dort flauernden Herrschaften plötzlich nach einem Punkte zusammen. Ein armes altes Mütterchen ist ohnmächtig zusammengefallen. Hilfsreiche Hände tragen sie in einen Hausflur, man nezt ihr die Stirn mit Wasser, ein Herr holt aus einer benachbarten Restauration ein Glas Portwein, das die Nerven gierig ausfaugt — dann sinkt sie wieder zusammen, und nur das eine entsetzliche Wort: „Hunger“ haucht ihr halbgeöffneter Mund. Schreckensbleich sehen die Um-

stehenden sich an — da nimmt ein Herr seinen Hut ab, wirft ein Zweimarkstück hinein, und flugs öffnen sich die Herzen und die Geldtaschen der anderen, und alles drängt sich hinzu, sich an dem Liebeswerke zu beteiligen. Die Silberstücke fliegen in den Hut des Barmherzigen, die Situation so richtig erfasst, und im Nu ist eine eckelreiche Summe beisammen. Aber der Herr thut sein Liebeswerk nicht bloß halb: er winkt einer Droschke und bringt die Aermste, die nur blöde um sich schaut und kaum im stande ist, ihre ferne Wohnung anzugeben, und stumpfsinnig auf den ihr in die Schürze geknüpften Schatz niederschaut, in das nächste Krankenhaus — das heißt, er fährt mit ihr außer Sichtweite des weiterflutenden hilfreichen Publikums, läßt halten, und im nächsten Hausflur nimmt der erfindungsreiche Sohn mit cynischem Lachen der wieder münter gewordenen Alten den Raub ab, ihr einen Thaler überlassend, und wandelt erhobenen Hauptes in eine Weinkneipe, um dort zu dinieren. —

Ein kleines, sauber gekleidetes Mädchen läuft, bitterlich schluchzend und suchend, einen Teil der Friedrichstraße auf und ab. Einzelne werden aufmerksam, endlich fragt eine Dame, was ihr fehle oder was sie suche. Sie sollte dem Hauswirt, der in der K.-Straße wohne und der die kranke Mutter ermitteln lassen wolle, einen Teil des schuldigen Mietzinses, zwanzig Mark, bringen. Die Mutter habe das Letzte, was sie noch vom Vater von früher her gehabt, die goldene Uhr des Verstorbenen, verfehlt, und nun habe sie das Geld verloren. Auch hier bleiben Spaziergänger und geschäftig Dahineilende stehen. Die Dame greift in ihr Portemonnaie und giebt der Kleinen mitleidig einen Thaler; sie erzählt das eben Vernommene den Umstehenden: die eben noch nur Neugierigen beteiligen sich in spontaner Aufwallung an der freundlichen Spende, und in kurzer Zeit hält die Kleine, deren Thränen immer noch reichlich fließen, in der krampfhaft geschlossenen Hand den gleichen Betrag in Silber, den sie soeben in Gold verloren, und noch etwas mehr, und eilt nach hastig gestammelten Dankesworten von dannen, den Hartherzigen zu befriedigen — das heißt in einer der nächsten Straßen wartet ihrer „die kranke Mutter“, entreißt ihr mit höhnischem Grinsen das Geld und sendet das Kind, ihm mit Schlägen drohend, wenn es sich dumm benehme, nach dem Süden oder Norden der Stadt, um hier die gleiche Komödie aufzuführen. Auch dieser Krug geht zu Wasser, bis er bricht — aber welch ein Keim wird in solch eine junge Menschenseele von der eigenen Mutter hineingelegt! —

Ist das Wetter schön, so gelingt es den oben erwähnten Bettlerpatrouillen nur selten, eines „Hausbettlers“ habhaft zu werden, und gerade diese sind häufig eine Plage und eine große Gefahr namentlich der im Parterre wohnenden Familien. Nicht allein, daß sie häufig frech werden, wenn das ihnen gereichte Almosen nach ihrer Ansicht zu spärlich ausfällt, sie baldowern auch oftmals bei ihren Rundgängen günstige Gelegenheit zu Diebstählen und Einbrüchen, ja Ueberfällen aus. Bei öfteren Gängen erfahren sie leicht, wann der Hausherr ausgegangen, und die Hausfrau oder die Kinder allein, oder gar niemand zu Hause ist. Weht dagegen ein eisiger Wind über das unendliche Häusermeer, oder öfnet der Himmel ohne Aufhören seine Schleusen, dann fallen bei jedem Rundgang den Patrouillen zahlreiche Bettler in die Hände. Der Grund ist ein sehr einfacher: bei schönem Wetter nächtigt es sich herrlich bei „Mutter Grün“, in den Schauern der Regenböden ist dies Vergnügen aber ein zweifelhaftes. Bei

seiner Sistierung in letzterem Falle giebt der ertappte Bettler dem Beamten und auf der Wache einen falschen Namen an; natürlich muß er, da dies sehr bald festgestellt wird, eingeliefert werden. Vor dem Untersuchungsrichter bestreitet der Mensch zuerst, überhaupt gebettelt zu haben, dann erklärt er, direkt aus Ostpreußen oder Polen zugewandert zu sein. Bis nun von dort die Nachricht eintrifft, daß der Kerl gelogen, muß er in Untersuchungshaft bleiben. Dies bedeutet aber für ihn: bei seiner Einlieferung ein warmes Bad und Säuberung seiner Kleidungsstücke durch Dampf, warmes Essen und warmes Lager, und keine Arbeit! Sowie dann die Sonne wieder in sein vergittertes Fensterchen hineinlacht, und die Schwalben lustig zwitschernd vorüberziehen, läßt er sich sofort dem Untersuchungsrichter vorführen und erklärt, nunmehr die Wahrheit sagen zu wollen. Da er sie nun bei dem köstlichen warmen Wetter auch wirklich sagt, muß man ihn sofort entlassen, denn die durch seine Bettelei und Schwindelei verwirkte geringe Strafe muß ihm auf die Untersuchungshaft angerechnet werden.

Zum Schluß sei noch kurz bemerkt, daß auch die Bettler eine ständige Börse haben. Hier sind auf Stunden, Tage und Wochen unglückliche, mit allerhand Gebrechen behaftete oder verküppelte Kinder zu vermieten. Je erbärmlicher ein so bezammernswertes Geschöpfchen aussieht, je kläglicher es winnert — desto mehr wird es begehrt, desto höher steigt sein Wert bei den vertierten Eltern, die, das Kind mit seiner neuen Pflegemutter allen Unbilden der Witterung aussetzend, den Sündenlohn auf der Börse oder in einer anderen Kneipe verjubeln. Hiergegen ist die Polizei fast machtlos, aber gottlob hat die Aufmerksamkeit der Berliner Behörde es absolut verhindert, daß auf dieser Börse, wie in anderen Weltstädten, Krüppel zum Zweck der Vermietung erst hergestellt werden.

Ein ingenüoser Kopf, der im Begriff ist, sich ein Vermögen zu erwerben, ist auf den Gedanken gekommen, ein „Bettleradressbuch“ herzustellen und die Durchsicht der einzelnen Abteilungen desselben — es sind etwa fünfzig — auf je fünf Minuten zu vermieten. Die Preise der einzelnen Abteilungen variieren zwischen fünf und fünfzig Pfennig pro fünf Minuten. Ich habe seiner Zeit in dieses Adressbuch durch die Liebenswürdigkeit eines „alten Freundes“, eines Zuchthauslezes, der in seinen Mußestunden auch gebettelt und dabei, wie ich vorhin erwähnt, alles nur mögliche ausbaldowert hat, Einblick nehmen können. Es ist sehr sinnreich hergestellt, nach Straßenzügen, und auf den einzelnen Blättern genau fixiert, ob, was und wieviel in einzelnen Familien verabreicht wird. Ob Geld oder nur „Stullen“, wer am meisten giebt, der Mann oder die Frau, wann ersterer zu Hause ist und zu welcher Zeit er die beste Laune hat. So stand hinter dem Namen eines meiner Bekannten: „giebt nachmittags bis fünfzig Pfennig, läßt aber davor acht Paar Stiebeln und Schuhe putzen.“ Hinter meinem Namen war angeführt: „am besten, wenn er jeßsen hat um noch nicht schlafen duht, um fünfzig giebt immer zehn Pfennige um Essen; die Frau kein Geld um bloß eine jeschmierte Stulle.“ Je nachdem nun der Fachtbruder zahlt, erhält er eine Abteilung, schreibt sich aus dieser so viel Namen und Wohnungen ab, als er in der kurzen Zeit vermag, und begiebt sich dann auf die Wanderung. Aus dem Buche geht hervor, daß es nicht immer die vornehmsten Viertel und Häuser sind, in denen am meisten gegeben wird.

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Der unsihtbare Fürst.** — In England hat man unbegrenzten Respekt vor der persönlichen Freiheit jedes Menschen, sei dies ein Herzog oder ein Bettler, man läßt ihn gewähren, wenn seine Handlungen nur nicht gemeingefährlich sind. Mag er das ungereimteste Zeug planen und ausführen, er bleibt unbehelligt, und auch Verwandte haben nicht das Recht, gegen einen Mann vorzugehen, der sein Vermögen zu den sonderbarsten Unternehmungen verwendet.

Der im Jahre 1879 verstorbene steinreiche Herzog von Portland, seines Titels der Fünfte, welcher im Jahre 1854 die Güter und Reichthümer seines Vaters übernahm, hat ein Leben höchst sonderbarer Art geführt, ein Dasein, das nur in England möglich war. Bis zum Jahre 1854 hatte der nun Herzog gewordene Mann gelebt wie jeder andere junge Engländer aus vornehmer Familie. Mit Uebernahme der Erbschaft aber begannen die Absonderlichkeiten des Herzogs. Zu seinen Liegenheiten gehörte ein riesenhaftes Terrain, ein Schloß mit Park und Feldern, Welbeckabbey (Ablei) genannt. Hier begann er kolossale Bauarbeiten, welche bis zum Ende seines Lebens anhielten; sie hatten wenigstens den Zweck, täglich 1600 bis 1700 Arbeiter zu beschäftigen und Geld unter die Leute zu bringen, berechnete man doch seine täglichen Ausgaben für diese Arbeiten auf durchschnittlich 20,000 Mark. Die Bauarbeiten, die der Herzog aber ausführen ließ, waren sehr sonderbare: sämtlich unterirdisch. Er baute unterirdische Wohnräume, welche von oben her durch kreisrunde, außerordentlich dicke Glasplatten, die in die Wölbung der Räume eingelassen waren, das Tageslicht erhielten, nachts wurden sie mit Gas erleuchtet. Er erbaute ferner eine unterirdische Gemädegalerie von riesiger Ausdehnung, in welcher sein Nachfolger in den letzten Jahren sehr interessante Ballschlichkeiten für Gesellschaften von Hunderten von Personen veranstaltete. Natürlich wurde diese Gemädegalerie mit Gemälden der kostbarsten Art ausgestattet.

Der Herzog war ein außerordentlicher Pferdeliebhaber. Er ließ daher prachtvoll eingerichtete und ausgeschmückte unterirdische Ställe für seine Pferde bauen, ebenso eine unterirdische Reitbahn, deren Herstellung ein Vermögen verschlang. Natürlich waren alle unterirdischen Räume auch durch unterirdische Gänge miteinander verbunden, so daß der ganze Riesepark von Welbeckabbey schließlich einem Kaninchenbau glich. Das Terrain war von Hügeln umgeben. Diese Hügel ließ der Herzog durch Züschubanten von Erdwerken in eine einzige Unwallung umändern, und man konnte nur durch Tunnel von 800 bis 1000 Meter Länge durch diese Unwallung von der Außenwelt her in den Park gelangen. Dabei war der Herzog nicht etwa ein finsterner Sonderling, sondern ein sehr lebenswürdiger Mensch, der insbesondere in freundlichster und reichlichster Weise Wohlthaten übte und ein Helfer und Vetter für alle Unglücklichen und Verarmten wurde, die sich an ihn wendeten. Unnützlich aber entwickelte sich bei dem Herzog, der unverheiratet blieb, eine Menschenfurcht, die immer sonderbarer wurde.

Während der Herzog in der ersten Zeit seiner Bauhätigkeit mit allen Leuten freundlich und gern verkehrt hatte, zog er sich später von der Öffentlichkeit mehr und mehr zurück. Er sah nur noch seine Diener, nach einiger Zeit nur noch seinen Haushofmeister, dem er alle Befehle und Anordnungen zur Ausführung übermittelte. Später sprach der Herzog auch mit dem Haushofmeister nur durch einen dichten Vorhang, hinter dem der Beamte stehen bleiben mußte; noch später verkehrte der Herzog auch mit diesem einzigen Menschen seiner Umgebung nur noch schriftlich. Auf ein Glockenzeichen eilte der Haushofmeister an eine bestimmte Stelle der unterirdischen Wohnung und fand hier einen schriftlichen Befehl seines Herrn. Der Herzog ritt täglich in seiner Reitbahn, ging in der Gemädegalerie spazieren, aber niemand durfte ihn sehen. Wehe dem Diener, der nur in die Nähe des Raumes kam, in dem der Herzog sich aufhielt! Er würde sofort entlassen worden sein. Durch Glockenzeichen wurden Signale gegeben, wenn der Herzog durch die unterirdischen Gänge ging oder einen anderen Raum aufsuchte, damit er niemand auf seinem Wege traf.

Sein Mahl nahm der Herzog in folgender Weise ein. Die Speisen, deren Zubereitung er befohlen hatte, wurden in einem unterirdischen Speisesaal sämtlich auf einmal auf einen reichgedeckten Tisch auf Wärmeapparate gesetzt. Vor jeder Speise befand

sich ein Teller mit Besteck und ein Stuhl. Der Herzog betrat das Speisezimmer, setzte sich auf den ersten Stuhl, legte sich die Suppe vor und aß sie. Dann nahm er auf dem nächsten Stuhl Platz und aß zum Beispiel von dem Fisch, der hier auf dem Tische stand, auf dem fünften Stuhle von dem Braten u. s. f. Gewöhnlich befanden sich sechzehn verschiedene Speisen auf dem Tische, und sechzehn Stühle standen um die Tafel herum, an welcher der Herzog allein speiste.

Das Originellste aber, das sich der Herzog gestattet, war, daß er „unsichtbar“ reiste, wenigstens nach London, wo er einen herrlichen Palast besaß. Nachdem er für eine solche Reise die nötigen Befehle ausgegeben hatte, bestieg er in der unterirdischen Reilbahn einen Wagen, welcher ganz geschlossen war und dessen Fenster mit Jalousien und Vorhängen dicht verschlossen werden konnten. Sobald der Herzog in dem Wagen, der natürlich alle Bequemlichkeiten enthielt, Platz genommen hatte, wurden die Pferde vorgezogen, und der Wagen durch die unterirdischen Gänge bis an die Oberfläche im Park, dann durch einen Tunnel hindurch aus Welbeckabbey hinausgefahren. In scharfem Trab ging es bis zur nächsten Eisenbahnstation Worskop. Hier wurde der Wagen auf eine Rampe gefahren und von dieser auf einen flachen Eisenbahnwagen geschoben. Dieser Eisenbahnwagen ging mit dem nächsten Zuge nach London, wurde dort an der Endstation im Güterbahnhof an eine Rampe geschoben, der Wagen des Herzogs von dem Eisenbahnwagen heruntergelassen und durch vorgezogene Pferde bis zum Palaste des Herzogs gefahren, wo der Herzog erst ausstieg, nachdem die Pferde abgepannt waren und alle Diener sich entfernt hatten. In dieser Weise reiste der Herzog „unsichtbar“ nach London und zurück. Achtzehn Jahre lang hat er dieses Leben eines „Unsichtbaren“ geführt, und es ist wohl anzunehmen, daß der Herzog bei allen seinen Reichtümern eigentlich ein recht unglücklicher Mensch gewesen ist.

**Die erste Trauerweide in Europa** wurde von dem Dichter Pope († 1744) gepflanzt. Der Poet erhielt eines Tages aus Smyrna einen Korb mit türkischen Feigen zugesandt. Als er den Korb geleert hatte, bemerkte er, daß an einem der Zweige, aus denen der Korb geflochten war, ein Auge hervorgeproßt war. Er löste den Zweig vorsichtig aus und pflanzte ihn in seinem Garten in die Erde. Der Zweig faßte Wurzel und entwickelte sich mit der Zeit zu einem Baum. Es war eine Trauerweide (*Salix babylonica*), und man behauptet, daß von diesem Baum sämtliche Trauerweiden Europas stammen, da vor Pops Zeiten diese Weidenart dort völlig unbekannt war.

**Seinigenstetel.** — Vor hundert Jahren hatte Deutschland unter der Herrschaft Napoleons I. besänftlich schwer zu leiden, und der Gewaltthaten, welche die Franzosen hier und da im Reiche verübten, gab es viele.

Zum Jahre 1806 kam unter der Anführung eines Obersten ein Kommando von hundert Franzosen in eine kleine Stadt in Pommern. Fürchterlich war der Lärm, den sie mit ihren übertriebenen Forderungen machten. Das Städtchen war von dem Feinde früher schon sehr hart mitgenommen worden, und die neuen Gäste fanden das nicht, was sie suchten. Sie verübten daher, um ihren Zorn zu kühlen, die schreck-

lichsten Greuel und beraubten die Bürger bis aufs Hemd. Der erbitterte Anführer stellte an den von ihm hart gemißhandelten Magistrat die unerhörtesten Forderungen. So strich in Jammer und Schrecken ein Tag und eine Nacht dahin. Am folgenden Morgen mußte das Kommando seinen Zug weiter fortsetzen, aber noch einmal, um die Wünsche seiner Habgucht befriedigen und den bedrängten Magistrat recht ängstigen zu können, verfügte sich jetzt der Oberst auf das Rathaus. Dem Nachtgebot und dem Kriegsunglück sich fügend, traten die Mitglieder des Magistrats dem Obersten voller Ehrfurcht entgegen; nur der Stadtnotar, den das barbarische Betragen der Feinde in tiefster Seele gekränkt hatte, blieb in einer Fensternische unbeweglich stehen. Er that, als bemerkte er den Oberst gar nicht, nahm einen Bogen Papier in die Hand, hielt ihn vor das Gesicht und

Demut gezeigt hatte, schritt er auf ihn zu mit der Frage: „Herr, was lesen Sie da?“

„Ich übersehe,“ entgegnete der Notar, ohne aufzuschauen, „hier das Verzeichniß von dem, was die Herren Franzosen uns in der Stadt noch zurückgelassen haben.“

„Nun denn, so lassen Sie sehen!“ rief der Oberst; er riß ihm hastig den Bogen Papier aus den Händen, sah aber, daß derselbe ganz leer war.

„Was soll's damit?“ schrie er dann kirchbraun vor Zorn. „Hier steht ja nichts auf dem Papier!“

„Je nun,“ erwiderte der Notar ganz phlegmatisch, „ebensowiel haben die Franzosen uns armen Bürgern gelassen.“

Wie ein gereizter Puterhahn ging der Oberst vor dem Notar auf und ab, dann nahm er eilig französischen Abschied, das heißt, er ging, ohne adieu zu sagen. [C. T.]



Die Kathedrale der Himmelfahrt Mariä im Kreml zu Moskau, die Krönungskirche der Zaren.

### Die Kathedrale der Himmelfahrt Mariä im Kreml zu Moskau.

(Mit Bild.)

Gleichsam das ideale Zentrum Russlands bildet der Kreml in Moskau, der mit seinen Palästen, Staatsgebäuden und Kirchen eine Stadt für sich ist. Seine gewaltige Ringmauer umschließt auch die Krönungskirche der Zaren, die Kathedrale der Himmelfahrt Mariä. Sie wurde an Stelle des älteren Gotteshauses in den Jahren 1475 bis 1479 durch den italienischen Baumeister Fioravanti aufgeführt und hat im verfloßenen Jahrhunderte fünfmal zu dem feierlichen staatlich-kirchlichen Akte der Kaiserkrönung gedient. Sie bildet ein mächtiges, von fünf Kupfeln überragtes Viereck, das spärlich beleuchtete Innere ist mit alten Fresken, Heiligenbildern, Mo-

gebärdete sich, als lese er sehr eifrig. Bald erblickte der lärmende Oberst den Notar und, empört darüber, daß er ihm nicht auch seinen Respekt in tiefster

bedeckten auf Goldgrund überreich ausgeschmückt, Wände und Säulen sind bis zur obersten Kuppel mit Gold bedeckt.

#### Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 51.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 49:  
Reichtum schmückt das Zimmer, Tugend den Leib.

#### Werk-Rätsel.

Breslau, Lissabon, Aetna, Lichter, Nachtigall, Adalbert, Palermo, Glasgow, Jungstadt, Ghlodwig, Kleinasien, England, Handel, Arzt.

Man merke sich in jedem der oben angeführten Wörter zwei aufeinander folgende Buchstaben und verbinde diese in der gegebenen Reihenfolge dann zu Wörtern. Nach richtiger Zusammenstellung der Buchstaben ergeben dieselben ein Sprichwort. Wie lautet dieses?

Auflösung folgt in Nr. 51.

#### Vorsilben-Rätsel.

Es ist mit Lust verbunden,  
Es wird's oft schwer empfunden;  
Mit einem Rat zusammen,  
Muß jeder es verdammen;  
Mit einem Dienst nun im Verein  
Wird jedem es willkommen sein.

Auflösung folgt in Nr. 51.

#### Auflösungen von Nr. 49:

des Anagramms: Rußland — Ulan — Sund —  
Zu — Land — Mor — Muß — Frau;  
des Homonym's: Reif.

#### Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.